

Ueber's Meer.

Roman von **P. E. v. Areg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„In der nächsten Minute waren dem Schaffner die Hände gebunden,“ berichtete der Polizeirichter Wegemeier weiter, „und bevor er wußte, wie ihm geschah, wurde er aufgehoben und durch die immer noch offenstehende Thür auf den Bahndamm geworfen, während der Zug mit der unveränderten Schnelligkeit von fünfzig Kilometern in der Stunde dahinbrauste.“

„Alle Wetter!“ fiel Tappmann ein.

„Es ist höchst merkwürdig, daß der Beamte von seinem entsetzlichen Falle nichts weiter davon getragen hat, als eine kurze Bewußtlosigkeit und eine Verstauchung des rechten Armes. Doch das ist nebensächlich, und ich will deshalb nur gleich hier als mehr in's Gewicht fallend einfließen lassen, daß der Postschaffner vollkommen außer Stande war, über die Persönlichkeiten der Verbrecher irgend welche Angaben zu machen. Er hatte seine Wahrnehmungen nicht mit dem Gesicht, sondern nur mit dem Gefühl machen können. Aber er behauptete mit Bestimmtheit, daß es wenigstens drei Personen gewesen seien, die ihn überfallen hätten.“

„Das wäre also der erste Anhaltspunkt!“

„Ohne Zweifel. Doch hören Sie weiter. Vor dem Packraume liegt im Postwagen die kleine Kabine, in welcher der expedirende Sekretär arbeitet. Beide Räumlichkeiten verbindet eine Thür, die in der Regel geschlossen ist. Der Sekretär kehrt bei der Arbeit an seinem Pulte dieser Thür den Rücken.“

„Das erleichterte den Ueberfall!“

„Sehr richtig. Bevor ich aber in meiner Erzählung der Thatsachen fortfahre, muß ich Ihnen bemerken, daß sich das, was jetzt kommt, auf die ganz kürzlich gemachten Aussagen des Postsekretärs stützt, den man nach der Katastrophe mit einem Messer in der Brust blutüberströmt und besinnungslos im Postwagen auffand. Der Mann hat länger als drei Wochen dazu gebraucht, um sich so weit zu erholen, daß er überhaupt eine Aussage machen konnte, und die Aerzte befürchten, daß er trotz dieses augenblicklich günstigen Anzeichens seiner Verwundung doch erliegen wird.“

„Das sind in der That Dinge, die mir bisher fremd waren; ich befand mich vielmehr in dem Glauben, die Verwundung sei nicht von besonderem Belange gewesen.“

„Hören Sie nunmehr das Ende meiner Erzählung. Der Postsekretär hat zufällig vor sich auf dem Tische eine kleine Taschenbürste liegen, deren Rückseite mit einem Spiegel versehen ist, und bei einem Augenaufschlage erblickt er in diesem Spiegel plötzlich und unerwartet eine erhobene Faust, die eben im Begriffe steht, ihn niederzuschlagen. Er hat von dem Vorgange im Packraume draußen bei dem Rasseln und Rollen des Zuges nicht das Geringste gehört. Er ist infolge dessen über die ihm drohende Gefahr im äußersten Grade erschrocken und bückt sich unwillkürlich, um ihr zu entgehen. Das glückt ihm denn auch, der Schlag fällt, aber er streift ihn nur, und als er sich jetzt wendet, sieht er sich plötzlich drei Kerlen gegenüber, von denen der Eine eben ein blankes Messer zieht, um sich auf ihn zu stürzen. Dieser entsetzensvolle Augenblick entreißt ihm einen gellenden Hilfsschrei, den er wiederholt, als er unmittelbar darauf den Stoß des Messers empfängt. Er bricht zusammen, hört aber in demselben Augenblicke die rasch sich wiederholenden Pfiffe der Lokomotive, wie sie der auf dem zweiten Wagen befindliche Bremser, der den letzten Schrei des Ueberfallenen gehört hatte, durch das Mittel der Nothleine ertönen läßt.“

In den Flitterwochen. (S. 148)

„Das ist eine entsetzliche Geschichte!“

„Sie begreifen, daß die belgischen Behörden alles Mögliche in Bewegung setzten, um die Thäter zu ergreifen, trotzdem es diesen nicht gelungen war, die beabsichtigte Beraubung auszuführen. Es ergaben sich Spuren, die nach England, als dem augenblicklichen Aufenthaltsort der Verbrecher, wiesen, aber da man nur den einzigen Anhaltspunkt über ihre Zahl, und durchaus keinen über ihr Aussehen hatte, so waren die Bemühungen in den ersten Wochen nahezu so gut wie erfolglos. Das hat sich nunmehr glücklicherweise geändert. Der betreffende Postsekretär hat in der ersten Stunde, in der er wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt ist, eine so vollständige Personalbeschreibung der Verbrecher abzugeben vermocht, daß begründete Hoffnungen vorliegen, man werde ihrer habhaft werden. Inzwischen ist nach Abgang der Steckbriefe von der Londoner Polizei konstatirt worden, daß zwei der Verbrecher sich in den letzten Wochen in der englischen Hauptstadt herumgetrieben haben. Sie haben sich aber bald wieder unsichtbar zu machen verstanden, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sich diese Beiden hierher nach Hamburg gewandt haben. Das ist kurz gefaßt der Stand der Sache. Ich ertheile Ihnen, Herr Kommissär, nunmehr den Auftrag, Ihre ganze Spürkraft auf die Aufgreifung dieser beiden, oder, wenn möglich, aller drei Subjekte zu richten.“

„Ich werde mit Aufmerksamkeit und Ausdauer bemüht sein, Ihren Auftrag zur Ausführung zu bringen, Herr Polizeirichter,“ entgegnete auf diese lange Auseinandersetzung seines Chefs der Kommissär. „Laufende Geschäfte sind mir im Augenblick nicht zur Erledigung anvertraut, ich vermag deshalb, wenn es nothwendig erscheint, meine ganze Zeit dieser Angelegenheit zuzuwenden.“

„Es bleiben mir nur noch einige Winke übrig,“ erwiederte der Chef, „die ich Ihnen zu geben nicht unterlassen will, obgleich sie bei einem so routinirten Beamten, wie Sie sind, eigentlich keiner nochmaligen Erwähnung bedürfen. Seien Sie vor allen Dingen bei Ihrem Vorgehen vorsichtig, Sie haben es mit einer Rotte zu thun, die, wie die That selbst zeigt, in der Wahl ihrer Mittel wenig bedächtig sein wird, sobald es ihr an Hals und Kragen geht. Das wäre in Bezug auf Ihre Sicherheit. Endlich aber habe ich Ihnen noch zu bemerken, daß die belgische Regierung eine Belohnung von fünftausend Franken für Denjenigen ausgesetzt hat, der die Verbrecher entdeckt. — Und nunmehr Gott befohlen, Herr Kommissär! Dort liegen die Akten, in denen Sie neben allen Details der That die Steckbriefe der Verbrecher finden werden. Gehen Sie an's Werk, ich wünsche Ihnen einen raschen und durchschlagenden Erfolg!“

Tappmann verbeugte sich vor seinem Chef, ergriff das ihm bezeichnete auf einem Nebentische liegende Aktenbündel und verließ das Zimmer.

Er ging aber nicht direkt nach seiner Wohnung zurück, sondern trat unterwegs in eines der größeren Restaurants der inneren Stadt ein.

Er forderte eine Flasche Rothwein, und während der Aufwärter das Verlangte herbeiholte, traf er seine Auswahl unter der Menge der ausliegenden Zeitungen und blieb dann in seine Lektüre so lange vertieft, bis er die Flasche mit Gemächlichkeit geleert hatte.

Nun erst kehrte er in seine Wohnung zurück, nahm dort — es war inzwischen die Mittagszeit herangekommen — sein Mahl ein, um sich dann mit allem Eifer an das Durchlesen des Aktenstückes zu machen, das er sich am Vormittag auf dem Polizeigericht geholt hatte.

Heinrich Tappmann war der Sohn nicht unbemittelter Eltern, die er aber Beide bereits in seinem zwanzigsten Lebensjahre verloren hatte. Er hatte eine gute Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt genossen und nach Vollendung des Kursus auf demselben seiner Militärpflicht als Einjähriger genügt. In die Zeit seines Soldatenlebens fiel der Tod seiner Eltern. Das trug am meisten dazu bei, ihn in Unschlüssigkeiten zu verwickeln, als er, nachdem er des Kaisers Rock wieder ausgezogen, vor die Wahl eines Berufes gestellt wurde. Nach längerem Zögern hatte er sich endlich entschlossen, bei den Verwaltungsbehörden der Stadt Hamburg in einer untergeordneten und zunächst unbesoldeten Stellung einzutreten. Man erkannte bald seine Brauchbarkeit, und so war er rascher, als er selbst erwartet hatte, auf der Leiter emporgestiegen und schließlich an einem günstig dotirten Platze in den Bureaux der Polizei eingestellt worden. Allein er fand keinen Gefallen an dem einförmigen Bureauleben, er fühlte sich förmlich gedrückt, wenn er sich Tag für Tag in den engen Mauern der Polizeiexpeditionen eingeschlossen fand. Das hatte ihn dazu gebracht, um seine Verwendung im äußeren Sicherheitsdienste zu bitten. Der Chef, welcher ihm wohlwollte, war auf seinen Wunsch eingegangen, hatte ihm aber angerathen, sich ein Jahr lang in der Reichshauptstadt mit alledem, was zu diesem Berufe erforderlich sei, vertraut zu machen. Da dem jungen Manne die erforderlichen Mittel zur Ausführung eines solchen Planes nicht fehlten, ihn auch bei seinem Vorhaben die Empfehlungen des Polizeichefs unterstützten, so hatte er nicht gezögert, sich nach Berlin zu begeben, wo er eine freundliche und alle seine Wünsche unterstützende Aufnahme fand. Vor einem Vierteljahre war er von dort zurückgekehrt und hatte sogleich in dem von ihm gewählten Fache Beschäftigung gefunden. Freilich entsprach diese im Anfange seinen Wünschen nicht besonders. Man hatte ihn nur mit kleineren Geschäften betraut, bei denen die Verantwortlichkeit und das Risiko des Mißerfolges nicht allzugroß war. Er hatte aber in keinem Falle das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht und stets so glücklich operirt, daß er Erfolg gehabt hatte. Vielleicht trug hierzu bei, daß er unter der Verbrecherwelt und in ihren Herbergen und Spelunken noch so gut wie unbekannt war.

Hatte der Chef erproben wollen, wie er ein Geschäft von Wichtigkeit angreifen würde, als er ihn mit dieser schwierigeren Aufgabe betraute? Das lag mindestens nahe. Und wer den jungen Mann jetzt sah, wie er mit aufmerksamem Ernste das Aktenstück durchstudirte, das er in der Hand hielt, der konnte sich sagen, daß er mit aller Gewissenhaftigkeit sich der ihm gestellten Aufgabe unterzog.

Plötzlich sprang er auf, sein Auge leuchtete und ein Blitz zuckte aus demselben.

„Ich habe Glück,“ sagte er vor sich hin, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte. „Ich werde sie entdecken!“

7.

Das war heute ein bewegter Abend in der Schänke des Josua Sittig.

Der kleine Bursche aus der Nachbarschaft, der den Gästen das Verlangte zutragen mußte, denn am Abende kam der Wirth niemals hinter seinem Schänktische hervor, hatte nicht Hände und Füße genug, um allen an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. Aber trotz der für die beschränkten Räume unverhältnißmäßig großen Menschenmenge, und obgleich die Mitglieder derselben durchweg den niedersten Volksschichten angehörten, bot sich doch nur in sehr seltenen Fällen Gelegenheit, eine Ausschreitung zu beobachten. Man hörte wohl einmal plötzlich ein überlautes Wort, einen wilden Fluch; man sah hier und da eine verkommene Mannesgestalt mit drohendem Blick sich jäh aufrichten und nach dem Messer in der Tasche fahren, oder nach sonst einer Waffe, die sie verborgen hielt, aber ein Blick des alten Wirths, der mit unerschütterlicher Ruhe fast theilnahmlos hinter seinem Schänktische saß und immer nur gerade im rechten Momente das Auge erhob, genügte vollkommen, um die Streitenden zur Ordnung zu rufen. Josua Sittig kannte alle seine Gäste genau und verstand es ebenso, sie zu behandeln.

Wie der Abend vorschritt, begann sich der Raum zu leeren. Der bei Weitem größere Theil der Gäste verließ aber das Haus nicht; unmittelbar neben dem Schänktische Josua's führte die einzige Thür zu dem Treppenaufgange, mittelst dessen man zu den Schlafsälen im Hinterhause gelangte. Bei ihm passirte Jeder vorbei, der sich zu diesen wenig verlockenden Ruhestätten begab, und bevor Einer durch die Thüre ging, mußte er den Betrag, für welchen et nächtigen wollte, vor dem Wirthe auf die Schänktischplatte niederlegen. Kredit hatte hier Keiner; wer kein Geld besaß, um zahlen zu können, war von der Möglichkeit, hier übernachten zu dürfen, vollkommen ausgeschlossen.

Daß alle Gäste mit dieser Einrichtung im Hause sehr wohl bekannt waren, konnte man auch heute Abend mit Leichtigkeit erkennen; jeder trat mit dem abgezählten Gelde vor den Wirth und legte es auf die Tischplatte, bevor er hinter der nach den Schlafsälen führenden Thür verschwand.

In solcher Weise minderte sich die Zahl von Josua's Gästen in der Schänkstube von Viertelstunde zu Viertelstunde; was sich nicht schlafen legte, verließ das Haus auf dem gewöhnlichen Wege; die letzte Stunde vor Mitternacht nahte, und es wäre ein ganz vergeblicher Versuch gewesen, wenn sich Jemand, sobald es Elf geschlagen, noch hätte unterfangen wollen, einen Tropfen Branntwein von dem Wirth zu erlangen. Diese Stunde hielt Sittig mit einer Pünktlichkeit ein, von der ihn auch die Rücksichten auf die besten seiner Gäste nicht um eine halbe Minute abgebracht hätten. Auch heute betrachtete er den langsam vorrückenden Zeiger an der uralten großen Kastenuhr wiederholt während der letzten Viertelstunde, die an der freigegebenen Zeit fehlte, und als das Werk durch schnarrendes Rollen zu erkennen gab, daß es in den nächsten Minuten zum Schlagen ausheben werde, überflog sein Blick die wenigen zurückgebliebenen Gäste, als erwarte er, daß sie Anstalten machen würden, sich zu entfernen, auch ohne daß er nöthig habe, sie noch besonders dazu aufzuforden.

Gerade in diesem Augenblicke herrschte eine ziemliche Ruhe in der Schänkstube, und während derselben entging dem scharfen Ohre des Wirthes nicht, daß ein flüchtiger Schritt sich auf dem Flur hören ließ. Er zuckte leicht zusammen, und sein hinter den niedergedrückten Lidern funkelnder Blick richtete sich mit dem Ausdrucke gespannter Erwartung auf die sich öffnende Thür.

Ein Mann erschien in ihrem Rahmen, bei dessen Anblick sich ein halb unterdrückter Fluch über Josua's Lippen stahl.

Es war dieselbe lange Persönlichkeit, die schon am Morgen während der Anwesenheit des Packträgers eingetreten war. Aber wenn der Mann schon früh ein scheues und ängstliches Wesen gezeigt hatte, so war er augenblicklich in einer noch weit gedrückteren und niedergeschlageneren Verfassung, sein Auge schweifte unstät durch den Raum und blieb an jeder einzelnen anwesenden Person hängen, als ob es sich vergewissern wollte, daß Niemand vorhanden sei, von dem ihm Gefahr drohen könne.

Endlich setzte sich der Mann an einen kleinen Tisch, der neben der Schänktafel und also in der unmittelbaren Nähe des Wirthes stand.

„Branntwein," sagte er.

„Heute gibt's nichts mehr," antwortete Josua finster.

„So will ich zu Bett gehen," versetzte der Andere.

„Ich habe keine Schlafstelle mehr für Euch," erwiederte der Wirth mit einem nachdrücklichen Blicke voll von Warnung, der dem Gekommenen sehr wohl deutlich zu machen geeignet war, daß es nach Josua's Ansicht das Geschickteste für ihn sein werde, sich so rasch als möglich wiederum auf die Socken zu machen.

Aber diese indirekte Warnung schlug nicht an. Der Mann setzte sich vielmehr anscheinend fester auf seinem Stuhl zurecht, und der Blick voll Zorn und Wuth, der aus seinem Auge auf den Wirth fiel, verrieth zur Genüge, daß es Josua Sittig wohl heute nicht ohne Mühe gelingen werde, sich seines späten Gastes wieder zu entledigen.

Da hob die Uhr aus und schlug Elf.

Als die Schwingungen der Glocke verklangen, hörte man von der Straße her die halblauten Töne einer lustigen Melodie, die einer männlichen Kehle entstammten, die Töne klangen rasch näher, ertönten im Flur, und im nächsten Augenblicke erschien der Sänger in der Zimmerthür.

Es war der Packträger vom Vormittag.

Sein Blick überflog die anwesenden Gesichter, und das genügte, um ihn sogleich zum Herrn der ganzen Situation zu machen.

Er ging quer durch die Stube bis zu dem kleinen Tische, an dem der zuletzt Gekommene saß, und ließ sich ihm gegenüber nieder.

„Ein Glas halb und halb," sagte er zu dem Wirthe, der zu ihm aufsah.

„Heute nicht mehr," erwiederte dieser, „es hat eben Elf geschlagen."

„Richtig," antwortete der Andere. „Und deshalb sitzen Sie wohl auch bereits trocken, Freund?"

Die letzten Worte waren an den ihm gegenüber Sitzenden gerichtet.

Aber der Mann schien von der Frage keineswegs angenehm berührt. Er antwortete nicht, sondern wendete sich nach der Seite, so daß ihm der Andere nicht mehr, wie bisher, voll in's Gesicht schauen konnte.

Als das der Packträger sah, überflog ein leichtes Lächeln sein Gesicht.

„Sie sind ein wenig gehobelter Gesell," sagte er leichthin. „Denn im anderen Falle würden Sie auf eine höfliche Frage wenigstens eine Antwort haben."

„Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen," erwiederte der Angeredete kurz, schob den Stuhl zurück, auf dem er saß und machte Anstalten aufzustehen und das Zimmer zu verlassen.

„Gedulden Sie sich nur noch einige Minuten, Freund," versetzte der Packträger mit einer Handbewegung, durch die er den Anderen abhalten zu wollen schien, seine Absicht auszuführen, „es wäre doch möglich, daß wir heute noch mehr miteinander zu bereden hätten, als Ihnen im Augenblicke wahrscheinlich und nothwendig scheint."

„Reden Sie, mit wem Sie wollen," entgegnete der Andere, „aber nicht mit mir; ich bin müde und will mich niederlegen."

„Das glaube ich wohl, daß Sie auf Ihren weiten Wegen müde geworden sind. Wer heißt Sie denn, beim Teufel, von Brüssel nach Hamburg über England zu reisen!"

Ein Zucken lief durch die lange Gestalt des Angeredeten; er wußte, daß er erkannt und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken sei. Er machte noch einmal einen Versuch, aufzustehen, aber der feste Blick des ihm gegenüber Sitzenden bannte ihn auf seinen Stuhl.

Es war so still im Zimmer geworden, daß die wenigen darin Anwesenden die kurze Unterredung allseitig vollkommen deutlich verstanden hatten. Wer der letzte Gast des Josua Sittig war und was er hier suchte, war ihnen dabei zur Genüge klar geworden. Die Polizei war im Hause! Man that am besten, sich vor einer Berührung mit derselben so rasch zurückzuziehen, als dies überhaupt möglich war. An den einzelnen Tischen erhoben sich die verschiedenen Gäste, um zu gehen; aber das Wort des Polizeikommissärs brachte sie rasch wieder zum Niedersetzen.

„Niemand verläßt den Raum, bis ich dazu Erlaubniß gebe," sagte er mit einer Stimme, die um keinen Ton lauter klang, als gewöhnlich, aber aus welcher der Ausdruck des Befehls, gegen welchen es unter keinerlei Umständen einen Ungehorsam gibt, so bestimmt hervorklang, daß keiner der Anwesenden weder mit einem Worte, noch mit einer Geste sich demselben zu widersetzen wagte.

Gleichzeitig öffnete er seine Joppe und ließ das silberne Schild mit dem Hamburger Stadtwappen sehen, das die geheimen Beamten der städtischen Polizei zu ihrer Legitimation auf der Brust tragen.

Er war bei seinen letzten Worten und als er den Beweis seiner Eigenschaft als Beamter der Geheimpolizei führte, aufgestanden; jetzt setzte er sich wieder an seinen Platz und fixirte den Mann, den er sich zum Gegenüber gewählt hatte.

„Nun," sagte der Beamte, „wie fanden Sie es in England, mein Bester? Ruhiger wie hier bei uns, oder machte Ihnen die Polizei da drüben auch so viel zu schaffen, wie in unserem gesegneten Deutschland?"

Der Angeredete schien nicht übel Lust zu einer bissigen Antwort zu haben, allein ein anderweites rasch eintretendes Ereigniß hielt ihn davon ab.

Abermals tönten Schritte, die am Hause vorbei liefen und in den Flur einlenkten. Aber im nächsten Augenblicke begann da draußen ein Stampfen, Würgen und Ringen, als ob ein erbitterter Kampf mit Fäusten dort ausgefochten werde, ein paar wilde Flüche tönten, dann ein Aechzen und ein Fall. Darauf sagte eine Stimme laut: „Bindet ihn gut, der Kerl hat Kräfte wie der Satan selbst!"

Die Thür ging auf, ein Schutzmann in Uniform mit erhitztem Gesicht erschien auf der Schwelle.

„Wir haben ihn, Herr Kommissär," sagte er zu seinem Vorgesetzten. „Was soll mit ihm werden?"

„Bringt ihn hierher und bemächtigt euch seines Komplicen, der mir hier gegenüber sitzt," entgegnete dieser. Dann wandte er sich an den Bezeichneten und sagte: „Es wäre Thorheit, wenn Sie den Versuch machen wollten, sich Ihrer Verhaftung zu widersetzen. Sie haben eben erfahren, daß wir den Mann zu bändigen verstanden, der weit stärker ist, als Sie; erschweren Sie sich deshalb Ihr Loos nicht durch einen vollkommen unnützen Widerstand."

Dieses Zureden half. Der Mann hatte vorher die Hände geballt und mit wildem Blick auf den Polizeibeamten gestiert, als wenn er willens sei, sich auf ihn zu stürzen; jetzt aber streckte er die Hände willig in die eisernen Handfesseln, die ihm der Schutzmann entgegenhielt.

Während er gefesselt wurde, brachten, die übrigen Beamten den in der Flur gefangenen Mann in die Schänkstube.

Es war dieselbe wohlhäbige Persönlichkeit, die am Morgen gemeinsam mit dem Langen in Josua's Schänke verkehrt hatte.

Man führte ihn an den Tisch, wo sein Gefährte saß. Der Kommissär hatte seinen Platz zwischen Beiden. Er betrachtete sie abwechselnd mit seinen bewegten und scharfen Augen.

„Ihr Beide seid mein," sagte er, „es war kein großes Kunststück, euch zu erwischen, denn ihr seid in die Falle geschlüpft, die ihr euch selbst gestellt hattet, wie die Maus in's Loch. Aber es fehlt mir Einer von euch, den ich noch haben muß! Ihr seid zwei unschuldsvolle Kälber, die nur die Faust gebrauchten, aber mich verlangt den Mann zu sehen, der das Messer führte. Wo habt ihr ihn?"

Nicht das geringste Zeichen von einem der Beiden verrieth, daß sie ein Verständniß für die an sie gestellte Frage hatten. Um die Lippen des Dicken zuckte ein versteckter Zug von Hohn, als er, weil der Fragende das Auge forschend auf ihn gerichtet hielt, kurz antwortete: „Ich verstehe nicht, was Sie wollen."

„Es war vorauszusehen, daß ich hier keine Auskunft erlangen würde," fuhr der Kommissär fort. „Führt sie getrennt und gut bewacht zum Polizeigefängnisse. Dort wird man morgen erfahren, was wünschenswerth ist. Ihr Anderen mögt euch entfernen! Ich gedenke noch einige Zeit das Vergnügen der Gesellschaft dieses Ehrenmannes zu genießen, der in dieser Spelunke den Wirth spielt."

Innerhalb der nächsten Augenblicke leerte sich die Schänkstube vollständig. Die beiden Verbrecher wurden nacheinander abgeführt, aber schon bevor das geschah, verschwanden die sonstigen Gäste rasch und spurlos; hatten sich unter ihnen Leute befunden, die bei Sittig die Nacht über sich aufzuhalten wünschten, so war ihnen dieses Verlangen durch die Aussicht gründlich verleidet worden, daß ihnen der Polizeikommissär unmittelbar auf dem Nacken sitzen bleiben werde.

Sobald sich Tappmann mit dem Wirthe allein befand, wählte er sich seinen Platz am Tische in der Mitte der Stube, wo die am hellsten brennende Lampe hing, und winkte demselben, seinen Platz hinter dem Schänktische zu verlassen und zu ihm zu kommen.

Josua gehorchte, ohne zu zögern.

„Sie stehen bei der Polizei in dem Geruche," sagte der Kommissär, „daß Sie sich als kluger und vorsichtiger Mann hüten, hinter der Wahrheit herumzuschleichen. Ich will zu Ihrem eigenen Heile annehmen, daß Sie dieser Ihrer Eigenschaft auch bei meinen nachfolgenden Fragen treu bleiben, und ich erinnere Sie daran, daß ich Sie ohne Weiteres abführen lassen werde, sobald ich Sie auf einem allereinzigen Winkelzuge bei der Entwirrung einer Thatsache ertappe, über deren Einzelheiten ich vollständig wohl unterrichtet bin. Das war nur eine Vorrede für Sie. — Was wissen Sie von der ganzen Geschichte?"

„Nicht das Geringste, Herr Kommissär," entgegnete Josua mit einem fast treuherzigen Augenaufschlage. „Ich habe nur gesehen, daß zwei Verdächtige durch die hohe Polizei bei mir gefangen worden sind; was ihnen Schuld gegeben wird, weiß ich nicht."

„Sie haben nichts von dem versuchten Eisenbahndiebstahl in Belgien gehört!"

„Nichts."

„Aber Sie kennen die Leute, die wir eben abgeführt haben?"

„Ich kenne sie."

„Sie werden vor dem Gerichte Auskunft über die Persönlichkeiten geben. Wann erschienen die Beiden zum letzten Male bei Ihnen?"

„Heute früh."

„Und an welchem Tage sahen Sie dieselben vorher zuletzt?"

„Das mag zwischen drei und vier Wochen her sein."

„Waren die Beiden damals allein, oder

befand sich ein Dritter bei ihnen, ein Mann von etwa vierzig Jahren mittelgroß, hager, aber kräftig, mit stark gebräunten Gesichtszügen und dem Aussehen eines Seemannes?"

„Sie waren in Begleitung eines solchen Mannes."

„Kannten Sie diesen Mann und wie war sein Name?"

„Ich kannte ihn; er hieß Wilhelm Arend."

„Können Sie mir eine Angabe darüber machen, was diese Drei miteinander trieben?"

„Ich bekümmere mich nie um die Angelegenheiten meiner Gäste, Herr Kommissär. Ich sehe sie kommen und gehen, das ist Alles."

„Gut. Dieser Dritte, von dem die Rede ist, war in der Zwischenzeit nicht wieder bei Ihnen?"

„Doch, Herr Kommissär, vor zwei bis drei Wochen etwa."

„Nächtigte er bei Ihnen?"

„Ja."

„In den allgemeinen Schlafsälen oder besonders?"

„Im Vorderhause, von den anderen Nachtgästen getrennt." (Fortsetzung folgt.)

In den Flitterwochen.

(Mit Bild auf Seite 145.)

Die Flitterwochen bilden jene erste Zeit der Ehe, wo dem neuvermählten Paare, wie man zu sagen pflegt, der Himmel voller Geigen hängt und die Zukunft ihnen im sonnigsten Glanze entgegenlacht. Das ist augenscheinlich auch der Fall bei den beiden Glücklichen auf unserem Bilde S. 145. Es ist nur eine recht bescheidene oberbayerische Bauernwohnstätte, in der sie ihr eigenes Heim gegründet haben. Das Glück hängt ja aber nicht von Glanz und Reichthum ab, und aus den Blicken des auf der Ofenbank sitzenden Ehemannes, wie der vor ihm stehenden jungen Frau, die sich das Haar mit einem Kranze schmückt, spricht die innigste gegenseitige Zuneigung, welche jedenfalls die beste Mitgift für einen jungen Hausstand bildet.

Die Mumie des egyptischen Königs Ramses II.

(Mit Abbildung.)

An demselben Orte bei Theben, wo der Direktor der egyptischen Alterthümer, Grébaut, kürzlich



Seitenansicht.



Vorderansicht.

Die Mumie des egyptischen Königs Ramses II.

das Grab der Hohenpriester des Ammon fand, hatte Emil Brugsch Bey bereits einen großen Mumienfund gemacht. Es waren zahlreiche Königsmumien darunter und ganz besonders auch die des Königs Ramses II., welcher der XIX. Dynastie (1400 bis 1250 v. Chr.) angehört und mit dem Sesostris der Griechen, sowie aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit dem „Pharao der Bedrückung" der Juden identisch ist. Die Mumie des nach einer mehr als 67jährigen Regierung um 1300 v. Chr. gestorbenen Herrschers zeigte sich bei ihrer Enthüllung im Museum zu Bulak bei Kairo durchaus wohlerhalten. Zumal der Kopf, von dem wir obenstehend eine am Tage der Enthüllung photographisch aufgenommene Vorder- und Seitenansicht wiedergeben, erregte das Erstaunen aller Anwesenden. Die Züge des großen Eroberers sind deutlich erkennbar, zeigen einen entschlossenen Charakter an und lassen auf ein Alter von etwa 80 Jahren schließen. Die Nase ist stark gekrümmt, der Mund geschlossen, der Kopf oben kahl, das Haar an den Schläfen und am Hinterhaupt aber vollständig erhalten.

Auf und nieder.

Erzählung von Georg Herborn.

1. (Nachdruck verboten.)

An einem schönen Sommertage des Jahres 1727 schritt ein junges Paar, ein schlankes, hübsches Mädchen und ein hoher, stattlicher Mann, Beide in vornehmer Tracht, traurig durch eine parkartige Anlage, welche sich hinter einem palastähnlichen Hause der britischen Hauptstadt ausbreitete.

„Also muß es wirklich sein, theure Arabella?" fragte der junge Mann in gedrücktem Tone. „Müssen wir Abschied von einander nehmen für immer?"

„Ja, lieber Freund, ein hartes Geschick will es so."

„O nein, nicht ein hartes Geschick, sondern der strenge Wille Deiner Eltern. Rudolf v Pergstein, der arme deutsche Edelmann, darf selbst als Sekretär der zukünftigen Königin von England sein Auge nicht zu Miß Arabella Walpole, der Tochter des allmächtigen Ministers und Kanzlers der Schatzkammer, erheben. Ich wollte, ich hätte Dich nie erblickt, denn ich weiß wahrlich nicht, wie ich diese Trennung überstehen soll!"

„O, sprich nicht so, Rudolf; das Herz ist mir ohnehin schwer genug."

„Bliebe nur ein Fünkchen Hoffnung auf spätere Vereinigung. Aber ich fürchte, Lady Walpole hat Dir auch bereits einen anderen Gatten ausgewählt."

„Einen anderen Gatten?" fragte Arabella, und ihr blasses Gesicht entfärbte sich noch mehr.

„Ich sah Lady Walpole jüngst in ihrem Wagen in vertrautem Gespräch mit der Lady Araundale, während deren plumper, dickköpfiger Sohn nebenher ritt."

Humoristisches. Wie die Leute ihr „Baargeld“ bei sich tragen.

Von A. v. Fischern.



Im Portemonnaie hochelegant
Graziös Madame trägt's in der Hand.



Die Bötin thut die Silberstückeln
In ihre Schürzenzipfel wickeln.



Der Postillon verwahret gut
Die Barschaft wohl in seinem Hut.



Wer recht damit will renommiren,
Thut's klimpernd in den Taschen führen.



Das Bübel krampft es in die Faust,
Wenn es zu Bäck' und Metzger saust.



Frau Muhme gar hat's kunterbunter
Im Pompadour mit vielem Plunder.



In die Kapuz' der Pilger schiebt
's Viatikum, das man ihm gibt.



Der reiche Bauer schnallt sich's meist
Im Geldgurt um die Lenden feist.



Soldaten, ziehen sie in's Feld,
Verwahren auf der Brust ihr Geld.



Die Bäu'rin, reist sie über Land,
Näht's gern in ihres Rockes Kant'.



Beim Marktgang zur Bequemlichkeit,
Hält die's im Handschuh gleich bereit.



Der gar in seine Stiefeln stopft,
Was er beim Fechten sich erklopft!

„O Gott, und da glaubst Du, daß dieser —“

Vom Hause her näherte sich plötzlich das Geräusch von Schritten.

„Wir müssen uns trennen, Rudolf,“ rief die junge Dame erschreckt. „Leb wohl, leb ewig wohl, mein einziger Geliebter!“

Sie preßte ihre Lippen leidenschaftlich auf die seinigen und eilte dann wie ein gescheuchtes Reh davon.

„Das ist also das Ende des schönen Liebestraumes,“ stöhnte der Zurückgebliebene. „Oeffnete sich doch jetzt der Boden —“

Er brach ab; eine harte Frauenstimme fragte ganz in der Nähe: „Wo kommst Du her? Was führte Dich zu dieser Stunde in den Park?“

„Mir war nicht wohl, Mutter!“ kam die Antwort stockend von Arabella's Lippen.

„Du suchst mich zu täuschen, Mädchen. Wehe Dir, wenn Du eine Zusammenkunft mit diesem deutschen Bettlerburschen gehabt hättest?“

Das Blut stieg dem Lauscher zu Kopfe.

„Deutscher Bettlerbursche?“ murmelte er. „Ah, Lady Walpole!“

„Welche Beschimpfung, Mutter!“ rief Arabella, und man hörte aus dem Tone ihrer Stimme, daß ihre Verlegenheit mit einem Male verschwunden war. „Herr v. Pergstein verdient sie sicher nicht; er ist in jeder Hinsicht ein Ehrenmann!“

„Wohl verdient er sie und alle Anderen, die aus seinem Lande zu uns herüber gekommen, um hier Brod und Stellung zu suchen, die ihnen das eigene Vaterland versagte!“

„Ist nicht auch unser König Georg, dem der Vater als erster Minister dient, deutschen Ursprungs?“

„Jawohl, so sehr, daß er nicht einmal unsere Sprache spricht und sich mit dem Vater auf Lateinisch verständigen muß.“

„Um Gottes willen schweige, Mutter! Wenn Dich Jemand hörte, wärst Du verloren!“

„Pah, wer wagt es, Lady Walpole zur Rechenschaft zu ziehen?“

Rudolf v. Pergstein verharrte inzwischen, von den widerstreitendsten Empfindungen bestürmt, auf seinem Platze. Forderte es einerseits die Rücksicht auf Arabella, daß ihn deren Mutter hier nicht fand, so trieb ihn andererseits der Zorn über die aufgeblasene Engländerin, sich zu zeigen und derselben seine Meinung zu sagen.

Da stand die imposante Gestalt der Lady plötzlich vor ihm.

„Also Sie wagten es wirklich?“ fuhr sie Rudolf außer sich vor Entrüstung an.

„Wir sagten uns, Deinem strengen Befehle gemäß, auf immer Lebewohl,“ beeilte sich Arabella ängstlich zu erklären.

„So war es allerdings beschlossen,“ bemerkte der junge Mann ruhig. „Aber Ihre Worte von vorhin, Mylady, haben den Entschluß bei mir umgestoßen; ich gebe Arabella nicht mehr auf.“

„Sir —“ Die Dame vermochte vor Ingrimm nicht mehr hervorzubringen.

„Sie haben den König, mich und alle anderen Deutschen in England schmählich beleidigt, und wenn ich auch Ihre bösen Worte nicht weiter verbreiten will, so erheischt es doch jetzt meine Ehre, Ihnen zu beweisen, daß ich, obgleich arm, Ihrer Tochter ebenbürtig bin. Sie stehen jetzt auf der Höhe, Mylady; vielleicht kommt aber einst eine Zeit, wo Sie nicht mehr die einflußreichste und umschmeicheltste Frau am Hofe sind, wo man Ihnen ebenfalls mit Spott und Hohn dient, wie Sie ihn vorhin über die Deutschen ausgeschüttet haben, dann gedenken Sie dieser Stunde.“

Er verbeugte sich kurz, heftete auf Arabella einen letzten, innigen Blick und verschwand zwischen den Bäumen.

„Dieser Unverschämte!“ keuchte die Lady. „Todtprügeln lasse ich ihn von den Dienern, die Hunde lasse ich auf ihn hetzen, wenn er sich Dir noch einmal zu nahen untersteht! Und Dein Gatte will er werden? Haha! Komm“ — sie zog Arabella mit sich fort — „Du wirst jetzt erfahren, welchen Gatten Dein Vater und ich Dir bestimmt haben.“

„O, Mutter, Mutter!“

„Schweig, Du weißt, daß ich das einmal Beschlossene auch durchzuführen pflege.“

— — — — — — — — — —

In dem hohen, getäfelten Empfangszimmer mit seiner kostbaren Ausstattung ging inzwischen der Kanzler der Schatzkammer und erster Minister Georg's I, Lord Walpole, ein kleiner, etwa fünfzigjähriger Mann, mit feinem klugem Gesichte, und ein anderer Mann, der ihn um mehr als Hauptesläge überragte und mindestens auch den doppelten Körperumfang hatte, im eifrigen Gespräch auf und ab.

Plötzlich unterbrach er dasselbe aber und meinte: „Wo nur Lady Walpole bleibt? Ob sie Arabella nicht gefunden hat? Sie wollte doch gleich mit ihr zurückkehren.“

„Das Mägdlein wird sich ein wenig sperren,“ sagte der Andere mit derbem Gelächter.

In diesem Momente trat Lady Walpole mit ihrer Tochter ein. Die Letztere hielt die Augen gesenkt; die Farbe ging und kam auf ihren Wangen, sie zitterte heftig.

„Komm einmal her, Kind,“ sagte ihr Vater.

Sie näherte sich zögernd.

Der Minister ergriff ihre Hand und fuhr lächelnd fort: „Lord Araundale hier hat bei Deiner Mutter und mir um Dich für seinen Sohn geworben. Du kennst ja den Viscount und weißt, daß er ein wackerer junger Mann ist, somit erklärten wir schon in Deinem Namen Dein Einverständniß mit dem Antrage, den er dieser Tage persönlich an Dich richten wird.“

Arabella hob das Auge und heftete auf ihren Vater einen so trostlosen Blick, daß selbst der alte, eingefleischte Diplomat, der es längst verlernt hatte, die Menschen anders als auf ihre politische Gesinnung hin zu prüfen, erkannte, daß hier von Freude und Bereitwilligkeit nicht viel vorhanden sei.

„Nun, nun,“ meinte er begütigend, „die Eröffnung kam Dir etwas überraschend; geh also jetzt wieder und denke, daß Deine Eltern stets Dein Bestes erstreben, stets auf Dein Glück bedacht sind.“

Arabella machte dem Besucher eine hastige Verbeugung und entfernte sich dann in Eile; sie fühlte, daß sie ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Lord Araundale folgte ihr mit den Blicken.

„Ein artiges Mägdlein,“ meinte er. „Sie wird eine feine Hausfrau abgeben.“

„Sie ist nicht nur schön, sondern auch in allem Wissen erfahren,“ sagte Lady Walpole stolz.

Ein Diener steckte den Kopf in das Gemach und meldete: „Draußen ist ein Kurier vom königlichen Hoflager mit eiligen Depeschen.“

„Laß ihn eintreten, John,“ versetzte Lord Walpole lebhaft und fuhr, zu Lord Araundale gewendet, lebhaft fort: „Ich bin einigermaßen besorgt um Seine Majestät. Die letzten Nachrichten meldeten, er sei von einem Unwohlsein befallen worden.“

„So?“ meinte der Besucher erschreckt. „Wo weilt er jetzt?“

„Er wollte damals von Hannover nach Osnabrück reisen.“

Ein Mann in der Livree der königlichen Hofbeamten, über und über mit Staub bedeckt, trat ein und überreichte eine Ledertasche, welche der Minister mit einem eigenen Schlüssel zu öffnen sich beeilte, um dann einen schwarz versiegelten Brief hervorzuziehen. Einen Blick nur warf er in das Innere und wurde kreidebleich.

„Seine Majestät sind am 22. Juni verschieden,“ sagte er leise und tiefbewegt, zugleich dem Kurier winkend, sich zu entfernen.

Eine Weile war es stille im Gemach, dann bemerkte Lord Araundale: „Das wird am Hofe manche Umwälzung geben.“

„Zweifellos,“ stimmte der Minister bei und setzte mit erzwungenem Lächeln hinzu: „Vielleicht auch einen anderen Kanzler der Schatzkammer.“

„Ihre Gegner werden sich jedenfalls rühren.“

„Man muß das Seinige thun, ihre Pläne zu vereiteln, ich gedenke Seiner Majestät Georg II. sofort meine Aufwartung zu machen.“

„Und ich will hören, was London zu der großen Neuigkeit sagt. — Mylady, Mylord, Ihr gehorsamster Diener.“

2.

Es war einige Tage später. Lord und Lady Araundale saßen in ihrem Speisezimmer. Der Lord rauchte aus einer holländischen Pfeife.

„Ja, meine Liebe,“ sagte er nach einer Weile, „die Sache verhält sich so: Seine Majestät hat mit Lord Campton wegen Uebernahme des Portefeuilles des ersten Ministers konferirt. Es ist demnach mit Walpole's Herrlichkeit voraussichtlich vorbei. Aber nicht das allein; die Tories wollen die Gelegenheit auch zu einer Anklage gegen ihn benutzen. Sie haben Material gesammelt, daß Walpole manche Bill nur durch Bestechungen von Parlamentsmitgliedern durchgebracht.“

„O, o,“ murmelte Lady Araundale, „wie fatal. Dann darf es ja unter keinen Umständen zu einer Verbindung unseres Richard mit Miß Arabella kommen.“

„Gewiß nicht. Hätte sich Richard nur nicht gerade heute Morgen, bevor ich meine Nachrichten erhalten, hinbegeben, um sich das Jawort zu holen. — Ah, da ist er ja schon wieder.“

Die Thür hatte sich geöffnet, um einen jungen Mann einzulassen, der mit seiner massigen Gestalt und seinen rothen, groben Zügen Lord Araundale außerordentlich ähnlich sah. Gegenwärtig zeigte sein Gesicht aber den Ausdruck großen Unbehagens.

Der Lord nickte seiner Gemahlin zufrieden zu; das sah nicht nach einem glücklichen Bräutigam aus. Die Lady brannte vor Verlangen, Näheres zu hören.

„Nun, Richard,“ lächelte sie, „kann man gratuliren?“

„Kein Gedanke,“ brummte Jener.

„Wie so? Man hat es doch nicht etwa gewagt, Dir einen Korb zu geben?“

„Nein, Lord und Lady Walpole waren sehr freundlich, dagegen dauerte es eine ganze Weile, bis Miß Arabella sich sehen ließ. Sie kam mit dickverweinten Augen, und ich wartete als ihre Eltern das Zimmer verlassen, vergebens darauf, daß sie ein Wort sagen werde.“

„Ja, mein Junge,“ lachte der Vater laut hinaus, „hast Du denn nichts gesagt?“

Richard blickte verwundert auf.

„Ich? Weshalb? Sie wußte ja, warum ich kam.“

„Hahaha!“ schrie Lord Araundale, sich vor Heiterkeit schüttelnd. „Da habt ihr euch also die ganze Zeit schweigend gegenüber gesessen?“

„Wohl eine Viertelstunde lang. Dann kamen Lord und Lady Walpole wieder zurück —“

„Und dann?“

„Dann bin ich fortgegangen.“

Lord Araundale lachte, daß sein Gesicht ganz blau wurde.

„Das wäre ja so weit ganz nach Wunsch abgelaufen,“ meinte die Lady, „und ich habe nun morgen bei der Cour keine Veranlassung, irgend welche Rücksichten gegen Lady Walpole zu üben.“

„Mein junger Freund, Sie blicken schon seit einiger Zeit so traurig; wollen Sie mich nicht zum Vertrauten Ihres Kummers machen?“

Es war die Königin Karoline von England, eine geborene Prinzessin von Ansbach-Bayreuth, welche diese Worte zu ihrem Sekretär Rudolf v. Pergstein sprach.

„O, Eure Majestät," murmelte der junge Mann verlegen.

„Ich glaube denselben zu ahnen," sprach die hohe Frau freundlich weiter, „es ist mir nicht entgangen, daß Sie sich auf den letzten Hoffestlichkeiten viel um die reizende Arabella Walpole bemühten, was deren stolze Mutter zu verhindern trachtete. Der Letzteren strenger Wille hat Sie nun wohl getrennt?"

„So verhält es sich."

„Nun, haben Sie guten Muth. Die Fürsprache von Englands Königin wird Ihnen doch ein wenig nützen, zumal gegenwärtig, wo es nur meinem Einflusse und meiner Befürwortung bei dem Könige zu danken ist, daß Lord Walpole Kanzler geblieben. Mein Gemahl beabsichtigte, Lord Campton das Portefeuille zu übertragen, ich stellte ihm aber vor, daß Walpole auch bei weniger lobenswerthen Maßregeln stets nur das Wohl des Landes und der Krone im Auge gehabt, und so entschloß sich mein Gemahl dann heute in letzter Stunde, die Unterhandlungen mit Campton wieder abzubrechen. — Sie hätten der ehrgeizigen Lady Walpole übrigens wohl die Demüthigung der Abdankung ihres Gatten gegönnt?"

„Meine Sache wäre dadurch nicht viel günstiger geworden," erwiederte Rudolf. „Es hat sich ja leider auch bereits ein von den Eltern mit freundlicheren Augen betrachteter Bewerber um Miß Walpole's Hand gemeldet."

„So? Und das wäre?"

„Der Viscount v. Araundale."

„Das arme Mädchen! Um so mehr fühle ich mich bewogen, meinen Einfluß zu Ihren Gunsten in die Wagschale zu werfen. Vielleicht bietet sich mir schon gleich bei der Cour Gelegenheit, dahin zu wirken. Seien Sie jedenfalls zur Stelle."

Sie reichte dem jungen Manne mit gütigem Lächeln die Hand zum Kusse, worauf dieser beglückt das Gemach verließ.

3.

Im Thronsaale des St. James-Palastes hatten sich einige Stunden später fast sämmtliche Damen von Rang versammelt. Die erste Cour der Königin nach der Thronbesteigung sollte heute stattfinden, ein wichtiges Ereigniß; die Herzen aller Anwesenden klopften daher erwartungsvoll, denn in dem Maße, wie Ihre Majestät die Eine oder Andere mit ihrer Gunst beehrte, war auch deren Stellung in der Hofgesellschaft für die Folge gekennzeichnet.

Plötzlich meldete der Thürsteher: „Lady Walpole!" und die Betreffende rauschte herein. Sie, die Gattin des mächtigen Ministers, pflegte bei den Hoffestlichkeiten immer etwas später zu erscheinen und war gewohnt, daß man sie dann mit vieler Ehrerbietung empfing. Das Gerücht, daß die Stellung ihres Gatten erschüttert sei, daß der König Lord Campton als Nachfolger in Aussicht genommen, war noch nicht zu ihr gedrungen, Lord Walpole hatte ihr nur kundgethan, daß sich Seine Majestät ihm gegenüber noch zurückhalte. Aber nach ihrer Ansicht bedeutete das weiter nichts, da England einen so bedeutenden Mann wie ihren Gatten gar nicht missen konnte.

Sie stand einen Moment mit hocherhobenem Haupte im Eingange, erwartend, daß man, wie früher, auf sie zueilen, sie voller Ergebenheit begrüßen und allerlei verbindliche Redensarten an sie richten werde. Allein Niemand machte Miene, sich ihr zu nähern. Dagegen ging ein eigenthümliches Flüstern durch die Gesellschaft, und höhnische Blicke richteten sich auf die stolze Frau. Man glaubte ja, daß Lord Walpole so gut wie gestürzt sei, und Lord Campton seine Erbschaft antreten werde. Die Lady wurde bald roth, bald blaß. Was hatte das zu bedeuten? War in allerletzter Stunde etwas ihr Unbekanntes, Verhängnißvolles vorgefallen? Da erblickte sie Lady Araundale; von dieser ihrer Freundin, der zukünftigen Schwiegermutter ihrer Tochter, mußte ihr Aufklärung werden, diese mußte zu ihr stehen. Sie streckte ihr beide Hände entgegen, doch — ihr war, als wiche der Boden unter ihr — auch Lady Araundale schien sie nicht mehr zu gewahren; ihre Augen blickten kalt über die Ankommende fort, und kein Zug änderte sich in dem rothen Vollmondsgesichte. Die ganze Gesellschaft war Zeuge dieser Demüthigung. Abermals drang ein Flüstern und Zischeln an das Ohr der mit einer Ohnmacht Ringenden.

In diesem Moment erscholl der laute Ruf des Thürstehers: „Ihre Majestät die Königin!"

Und gefolgt von ihren Hofdamen betrat die Herrscherin den Saal und die Estrade, worauf der Thronsessel stand. Unmittelbar hernach erschien auch Rudolf v. Pergstein, um nebst den Hofdamen hinter dem Sessel Ihrer Majestät Aufstellung zu nehmen.

Kaum hatte die Königin, allseitig mit tiefen Verbeugungen empfangen, sich niedergelassen, als es ein großes Gedränge gab; jede der Damen wollte der Ehre des Handkusses zuerst theilhaftig werden. Früher, bei den Empfängen der ehemaligen Kronprinzessin, hatte Lady Walpole immer in der vorderen Reihe gestanden; Niemand hatte gewagt, ihr diesen Platz streitig zu machen; jetzt schob man sie einfach bei Seite, und in ihrer Fassungslosigkeit ließ sie es sich, Thränen des Zornes und des Schmerzes in den Augen, gefallen.

Da, was war das? Hörte sie recht? Wie mit Engelstimmen klang es auf einmal an ihr Ohr: „Wo ist denn Lady Walpole, meine liebe Freundin?"

Sie blickte mit versagendem Athem nach der Estrade; da hatte sich Ihre Majestät erhoben und winkte ihr freundlich lächelnd.

Wie die Gesellschaft da plötzlich nach beiden Seiten auseinander wich und der Schwergekränkten Raum gab, wie sich da plötzlich auf allen Gesichtern Scheu und peinlichste Verlegenheit malten! Aber hocherhobenen Hauptes schritt Lady Walpole auf die Königin zu und beugte sich mit inbrünstigem Kusse auf deren Hand nieder. Die Monarchin fühlte zugleich eine heiße Thräne darauf tropfen. Sie, die bei ihrem Erscheinen mit schnellem Blicke das Vorgefallene erkannt hatte, wußte, daß sie von nun an in der Lady eine treue, ergebene Freundin für das Leben gewonnen.

„Herr v. Pergstein," sagte sie mit lauter Stimme zu ihrem Sekretär, „der Thürsteher soll einen Sessel für Lady Walpole bringen; sie wird an meiner Seite Platz nehmen."

Der junge Mann eilte davon und kam bald darauf selbst mit dem bezeichneten Gegenstande zurück, den er der Lady hinsetzte.

War es bei dieser eine Folge der augenblicklichen durch die Güte der Königin hervorgerufenen glücklichen Stimmung, oder geschah es im Bewußtsein des dem jungen Manne vor einigen Tagen zugefügten Unrechts, oder veranlaßte es die Entrüstung über das unwürdige Benehmen der Lady Araundale, oder endlich der Umstand, daß Rudolf erwiesenermaßen ein Schützling Ihrer Majestät war, oder wirkten vielleicht auch alle diese Erwägungen zusammen? Ein freundlicher Blick traf den jungen Mann und zugleich flüsterte sie ihm zu: „Ich erwarte Sie morgen zum Besuche, Sir."

Nur noch die Königin hatte diese Worte vernommen; die hohe Frau schaute mit zufriedenem Lächeln auf ihren Sekretär, der, ein Bild der reinsten Glückseligkeit, dastand.

„Das freut mich," sagte sie leise, verständnißvoll nickend zu der Lady und wandte sich dann den anderen Damen zu, um die Einzelnen heranzurufen, ihnen die Hand zum Kusse zu reichen und mit Jeder einige Worte zu wechseln.

Jetzt war Lady Araundale an der Reihe. Als sie die Hand der Monarchin mit den Lippen berührt hatte, fragte die Letztere: „Ihr Richard soll ja, wie ich höre, auf Freiersfüßen gehen?"

Der Dame traten die Schweißtropfen auf die Stirn. Ein scheuer Blick auf Lady Walpole zeigte ihr diese mit steinerner Miene über sie hinwegschauend; sie erkannte, daß ihr von jener Seite niemals Verzeihung zu Theil werden würde und brachte mit Mühe hervor: „O, die Welt redet viel, Eure Majestät."

„Dann hat man mich also irrig berichtet," lächelte die Monarchin, und Lady Araundale trat zurück, um einer andern Dame Platz zu machen.

Als die Königin nach Beendigung der Cour mit ihrem Hofstaate den Saal verlassen, schritt Lady Walpole die Estrade hinab. Einige Damen machten Miene, sich ihr zu nähern, allein sie schienen der tief verletzten Frau Luft zu sein; in unnahbarster Haltung rauschte sie hinaus; ein Maler hätte vollauf Gelegenheit zum Studium von verblüfften, beschämten und betroffenen Gesichtern aller Art gehabt.

Dagegen gab es am selbigen Tage in der britischen Hauptstadt wohl kaum eine glücklichere Familie, wie die Lord Walpole's. Der Minister war zur selbigen Zeit, als die Königin ihre Cour abhielt, zu Georg II. beschieden worden, und dieser hatte ihm den Wunsch ausgesprochen, daß der Lord die unter Georg I. bekleidete Stellung behalten und dem Vaterlande mit gleichem Erfolge weiter dienen möge. Nun kehrte auch Lady Walpole, von der Königin gleich geehrt, vom Hofe zurück.

Arabella hatte still und theilnahmslos dem Berichte der Eltern zugehört. Da ergriff plötzlich die Mutter ihre Hand und sagte mit ungewohnter Zärtlichkeit: „Ich will doch einmal sehen, ob mein Töchterchen nicht auch etwas heiterer darein schauen wird, wenn ich ihm offenbare, daß ich Herrn v. Pergstein für morgen zum Besuche eingeladen."

„Mutter!" rief das Mädchen, ihren Ohren nicht trauend.

„Ja, ich habe es mir überlegt," wandte sich die Lady an ihren Gatten. „Er ist jetzt, nachdem die Kronprinzessin Königin geworden, als deren Schützling eine viel angesehenere Persönlichkeit wie früher, und zugleich bezeigen wir auch Ihrer Majestät dadurch unsern Dank, daß wir den jungen Mann in unsere Familie aufnehmen. Außerdem bin ich ihm eine Genugthuung schuldig; ich habe ihm verletzende Worte gesagt und heute nur zu deutlich selbst erfahren, wie wehe Nichtachtung thut. Somit mag er denn, Deine Einwilligung vorausgesetzt, Arabella's Gatte werden."

Der Minister hatte, wie wir schon wissen, sein Interesse viel zu sehr den Staatsgeschäften zugewandt, um die Abwickelung der häuslichen Angelegenheiten nicht gern seiner Gattin zu überlassen; so war er auch jetzt, zumal es zugleich sein Kind beglückte, mit dem betreffenden Vorschlage einverstanden.

Und so herrschte denn im Hause Lord Walpole's die ungetrübteste Freude, die selbstredend für Arabella am nächsten Tage noch eine Steigerung erfuhr, als der Geliebte erschien, auf's Freundlichste empfangen wurde, und die Eltern dann die Hände der beiden jungen Leute in einander legten. Diese segneten ihr Leben lang das glückliche Ungefähr, das Schwanken der Hofgunst, dem sie ihre Vereinigung verdankten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Geldstück im Apfel. — Versieh Dich mit einem Klümpchen gelben Wachses. Dann breite ein Taschentuch auf den Tisch aus, erbitte ein Markstück, lege dasselbe in die Mitte des Tuches und lege von allen Seiten die vier Zipfel auf dasselbe. An den ersten Zipfel hast Du jedoch zugleich unbemerkt das Klümpchen Wachs angedrückt, welches also auf das Geldstück zu liegen kommt und fest angedrückt wird. Lasse nun die Zuschauer sich durch Anfühlen überzeugen, daß das Geldstück in der Mitte des Tuches liegt; alsdann decke einen Hut oder dergleichen darüber, ergreife mit den beiden Händen die unter dem Hute hervorstehenden, nach vorne geöffneten Seiten des Tuches, so daß Du beim Auseinanderziehen das an dem Wachs klebende Geldstück in die Hand bekommst. Sobald dies der Fall ist, ziehst Du das Tuch gänzlich hervor, schwenkst es aus und zeigst, indem Du auch den Hut aufhebst, daß das Geldstück verschwunden ist. Vorher hast Du ein gleiches Geldstück mit Hilfe eines Messers vorsichtig in einen Apfel gedrückt und dasselbe möglichst bis zur Mitte hineingeschoben. Auf einem in der Nähe stehenden Teller befinden sich nach Deiner Anordnung mehrere Aepfel. Entweder verwechselst Du nun einen derselben mit dem zubereiteten, oder Du verbirgst letzteren in der Hand und machst eine rasche Bewegung nach den Aepfeln, so daß es scheinst, als ob Du denselben davon genommen habest. Du schneidest nun einzelne Stücke aus dem Apfel, wobei Du zweckmäßig an der geöffneten Stelle anfängst, und präsentirst das darin vorhandene Geldstück. Das Kunststück ist leicht, macht aber immer Effekt. [A. H.]

Was nicht ist, kann noch werden! — Bei dem einst sehr bekannten Frankfurter Bankier Mann erschien eines Tages ein Bauer, um im Auftrage seines Gutsherrn wichtige Dokumente zu übergeben. Als er vor dem Finanzbaron stand, frug er: „Bin ich hier recht bei dem Herrn Bankerotteur?“

„Oho,“ rief dieser lachend, „Ihr irrt Euch, lieber Mann, ich bin vorläufig nur — Bankier!“

„Nu, nu,“ meinte das Bäuerlein, das sich im Titel zu hoch verstiegen zu haben glaubte, „was nicht ist, kann ja noch werden!“ [Kl.]

Heimgeschickt. — Einst kamen mehrere spanische Granden zu Kaiser Karl V. und stellten ihm dringend vor, er möchte den in seinem Gefolge befindlichen Deutschen das übermäßige Trinken und Saufen verbieten lassen. „Soll geschehen,“ sprach der Kaiser, „doch die Deutschen haben mir ebenso eindringlich vorgestellt, ich möchte den Spaniern das Stehlen untersagen. Nun will ich also gleich mit euch den Anfang machen, und wenn mein Gebot Früchte getragen hat, und kein Spanier mehr stiehlt, so kommt wieder und sagt es mir, auf daß ich auch den Deutschen meinen Befehl verkündige.“ — Die spanischen Granden sind nie mehr erschienen. [G. Sch.]

Der Hafen von Hamburg.

(Mit Abbildung.)

Wer von der Wichtigkeit und Bedeutung Hamburgs als Welthandelsplatz eine rechte Anschauung bekommen will, der muß den Hafen besuchen (siehe unser Bild), der mit seinem gewaltigen Mastenwalde, seiner Menge von großen und kleinen Fahrzeugen,



Der Hafen von Hamburg.

sowie mit den imposanten Quais und sonstigen Uferbauten und dem überall herrschenden rastlosen Leben und Treiben einen unvergeßlichen Eindruck macht. Diese Hafenanlagen, die erst neuerdings durch den 1888 vollzogenen Zollanschluß Hamburgs eine großartige Erweiterung erfahren haben, erstrecken sich längs der Norder-Elbe von Altona bis zum Billwärder Neuendeich. Das neue Freihafengebiet umfaßt insgesammt 1000 Hektar, wovon 300 Hektar Wasser- und 700 Hektar Landfläche zu rechnen sind. Durch die Freihafenanlagen am nördlichen Elbufer wurden die Segelschiffe und Oberländerkähne, die dort früher zu ankern pflegten, ihrer Liegeplätze beraubt, für die neue im sogenannten Baakenwärder und am südlichen Elbufer eingerichtet werden mußten. Es sind dies der Segelschiffhafen und der äußere Oberländerhafen; ferner heben wir besonders hervor: den Grasbrookhafen mit dem Dalmannquai und dem Hübenerquai, namentlich für die transatlantischen Dampfschiffe; den Sandthorhafen mit seinen großartigen Quaianlagen für das Aus- und Beladen der Schiffsräume der hauptsächlichsten Dampfschifffahrtslinien, und das Westende des Hafens bei St. Pauli, das hauptsächlich von englischen Kohlenschiffen und von Dampfern der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft eingenommen wird.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 18:
Eine Geliebte liebt am meisten, eine Frau am besten, und eine Mutter immer.

Räthsel.

In schönen Gärten darf ich nimmer fehlen,
Als Erstling trifft darin mich gleich Dein Blick;
Siehst stets ein Plätzlein mich im Frühling wählen,
Bin unzertrennbar doch von Mißgeschick.
Du findest mich bei ungebet'nen Gästen,
Beim Gabelfrühstück, wie beim Festgelag;
Im Gaunerleben bin ich stets der Erste,
Und bild' den Schluß von jedem Feiertag.
Aus dem Gesang der Primadonna tön' ich
Entgegen, lieber Leser, Deinem Ohr;
Und wenn man liest von strengem Strafgerichte,
Kommt ganz bestimmt auch meine Wenigkeit mit vor.

Auflösung folgt in Nr. 20. [Emil Root.]

Auflösungen von Nr. 18:
des Scherz-Räthsels: Schwein, Schein;
des Logogriphs: Riegel, Siegel, Tiegel, Ziegel.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.